**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
**Band:** 87 (1961)
**Heft:** 7

**Rubrik:** Der Rorschacher Trichter

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 11.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Der Rorschacher Trichter

197

WERNER WOLLENBERGER

## Eine ganz und gar verrückte Idee...

Manchmal kann ich nicht einschlafen.
Dann knipse ich das Licht wieder an und beginne zu lesen.
Und also habe ich neulich in einer amerikanischen Zeitschrift namens ‹Time› herumgeschmökert.
Ein Artikel hieß ‹Shame in Georgia›.
‹Schande in Georgia.›
Es ging um folgendes:
Die achtzehnjährige Studentin Charlayne Hunter besuchte einen Tag lang die Universität von Georgia. Alles ging gut.
Das war nicht ganz selbstverständlich, denn bevor Charlayne immatrikuliert wurde, gab es einige Kämpfe. Man wollte die Studentin nicht in Georgia studieren lassen.
Warum?
Weil sie nicht geeignet gewesen wäre? Weil sie keine genügenden Vorkenntnisse gehabt hätte?
Oh nein!
Charlayne hatte nur einen Nachteil – einen grundsätzlichen Konstruktions-Fehler.
Sie war eine Negerin.
Sie hatte bei ihrer Geburt die falschen Eltern mit der falschen Haut-Farbe erwischt.
Trotzdem ging am ersten Tag alles gut.
Die Belästigungen hielten sich im Rahmen.
Am Tag.
Nachts wurde es übel.
Da versammelten sich nämlich rund 1000 Studenten unter ihrem Zimmer und schrieen Sprech-Chöre.
Einer davon lautete:
«One – two – three – four
we don't want no nigger whore.»
Ich übersetze das nicht.
Natürlich erschien bald einmal die Polizei.
Aber das war auch alles, was die Polizei tat. Sie erschien. Eingreifen tat sie nicht. Sie regelte den Verkehr. Mehr nicht.
Und wenn erschreckte Anwohner dem Polizei-Posten mitteilten, in ihrer Straße sei eine Massen-Demonstration im Gange und es komme demnächst wahrscheinlich zu Schlimmerem, dann sagten die Polizisten: «Herzlichen Dank für die Meldung, wir werden die Straße zu meiden wissen!»
Schließlich mußten Truppen eingreifen und verhindern, daß Charlaynes Zimmer gestürmt wurde.
Anderntags fällte der zuständige Salomon ein entsprechendes Urteil: «Charlayne Hunter hat im Interesse ihrer eigenen Sicherheit und desjenigen der 7000 Studenten die Universität zu verlassen!»
Und der Gouverneur von Georgia sagte: «Die Studenten haben bewiesen, daß die Jugend von Georgia Charakter und Mut haben und sich nicht unter Diktatur und Tyrannei beugen!»
Unter Diktatur und Tyrannei verstand der Gouverneur den Beschluß des Obersten Gerichts-Hofes der USA, nach dem Charlayne das Recht hatte, in Georgia zu studieren.
Nun studiert Miß Hunter, die so gerne Journalistin geworden wäre, nicht in Georgia ...
Manchmal kann ich nicht einschlafen.
Dann lese ich im ‹Time›.
Und dann kann ich erst recht nicht einschlafen.
Weshalb ich aufstehe und ein bißchen schreibe.
Zum Beispiel einen Brief.
Diesen:

*Liebe Miß Hunter,*
*soeben lese ich, daß Sie gerne studieren würden. Gleichzeitig lese ich, daß Ihnen das in Ihrer engeren Heimat nicht möglich ist.*
*Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen?*
*Nehmen Sie doch das nächste Flugzeug und fliegen Sie in ein Land, das ‹Schweiz› heißt. Es ist ein kleines Land, aber kein kleinliches. Und es hat außer Bergen, Käse und Schokolade auch noch drei oder vier oder noch mehr Universitäten. Eine dieser Hochschulen besitzt sogar einen Lehrstuhl für Journalistik.*
*Wie wär's?*
*Kommen Sie?*
*Wissen Sie, bei uns kann nämlich studieren wer Lust hat. Hier wird Ihnen niemand ungute Worte zuzischen, hier werden Sie nicht tausendstimmig verhöhnt. Im Gegenteil: hier werden Sie Studentinnen und Studenten finden, die froh sind, Sie bei sich zu haben. Man wird sich eine Ehre daraus machen, mit Ihnen auszugehen, die schöne Stadt Zürich und die noch schönere Schweiz zu zeigen. Man wird stolz sein, daß wir eine Demokratie sind und daß wir keinen Unterschied machen zwischen Farben und Rassen. Pigmente sind hier bestenfalls Forschungs-Objekte, aber keine Weltanschauung!*
*Kommen Sie!*

Natürlich ist dieser Brief unsinnig. Natürlich schmeiße ich ihn hinterher in den Papierkorb.
Denn Charlayne Hunter ist ja keine Millionärs-Tochter. Sie kann sich weder die Reise in unser Land, noch ein Studium in der Schweiz leisten. Und sie kann sich auch nicht um Stipendien bewerben.
Neger bekommen bei uns nur Freiplätze, wenn sie aus einem unterentwickelten Land stammen.
Das heißt: aus materiell unterentwickelten Ländern.
Stipendien für Studierende aus seelisch unterentwickelten Gebieten gibt es leider nicht ...

Manchmal kann ich nicht einschlafen.
Dann lese ich im ‹Time›, dann schreibe ich einen Brief, den ich wegwerfe und dann kann ich immer noch nicht einschlafen.
Und deshalb grüble ich so vor mich hin.
Dabei fallen mir verschiedene Dinge ein.
Unter anderem erinnere ich mich an einen Artikel, den ich schrieb. Darin forderte ich meine Leser auf, ihre Meinung über einen Menschen, der die Neger-Sprinterin Wilma Rudolph ihrer Hautfarbe wegen verleumdete, schriftlich zu deponieren. Das Ergebnis war ein kleiner Triumph des guten Charakters: rund 500 Karten kamen. Intellektuelle, Arbeiter, Angestellte, Mediziner, Sekretärinnen und Studenten, Zoo-Wärter und Hausfrauen ließen es sich nicht nehmen, ihrem Abscheu in bösesten und stärksten Worten Luft zu machen.
Ich kann zu dieser Gesinnungs-Demonstration nur zwei Worte sagen: zum ersten «merci» und zum zweiten «bravo»!
Allerdings frage ich mich etwas.
Es ist die Frage, die ein Leser stellte.
Er sagte hämisch:
«Gut, Herr Wollenberger, jetzt haben Sie und Ihre Leser es also dem Hans K. gesagt. Und warum auch nicht? Gesinnungsdemonstrationen sind ja so billig. Sie kosten überhaupt nichts.
Was ich gerne wüßte wäre jedoch: würden diese Leute einer schwarzen Studentin ein Zimmer bei sich geben? Und würden sie etwa eine schwarze Studentin zu sich einladen?
Ich bezweifle es, denn das kostet mehr als eine Postkarte und ein bißchen Tinte!»
Ein hämischer Brief, wie gesagt!
Aber wenn ich nicht einschlafen kann, muß ich an ihn denken.
Und muß mich gegen ihn wehren.
In Gedanken.
Und wenn ich mich so wehre, dann beginne ich Ideen zu wälzen, ganz und gar verrückte Ideen.
Zum Beispiel rechne ich.
So:
Der Nebelspalter hat heute zirka 50 000 Abonnenten und Käufer. Wenn jeder dieser Abonnenten fünfzig Rappen schicken würde, ergäbe das einen Betrag von 25 000 Franken. Angenommen, man könnte mit der Swißair reden, käme Miß Hunter umsonst zu uns. Und mit 25 000 Franken könnte Miß Hunter rund drei bis vier Jahre bei uns studieren.
Eine verrückte Idee.
Und ein bißchen viel verlangt.
Machen wir's anders:
Wenn jeder Abonnent nur 10 Rappen schickte (eine einzige Briefmarke!), könnte Charlayne zwei Semester bei uns studieren.
Und wenn jene fünfhundert Karten-Schreiber nur je einen Franken pro Monat schickten, könnte Charlayne wenigstens zwei Semester bei uns studieren ...

Ein edler Tropfen,
dem besten Weine ebenbürtig,
— aber alkoholfrei,
es ist Merlino

Merlino
*der naturreine Traubensaft*
Gesellschaft für OVA Produkte
Affoltern am Albis Tel. 051/99 60 33

Und ...
Ich mache gar keinen Vorschlag.
Ich bitte um gar nichts.
Ich stelle nur fest, daß ich manchmal ganz und gar verrückte Ideen habe.
Manchmal kann ich halt nicht einschlafen.
Und Sie?

*Die Glosse:*

# Bolus Krim

Ihr Gegner der modernen Malerei, Ihr Feinde der Abstrakten, haltet Eure Fäustchen bereit, denn es gibt etwas in dieselben zu grinsen!
Anlaß solchen Lachens ist eine Geschichte, die sich neulich in der schönen, kunstliebenden Stadt München ereignet hat.
München?
Sagen wir lieber: Schwabing.
(Für städtekundliche Laien: Schwabing ist jenes Quartier von München, das kurz hinter dem Siegestor beginnt, in dem die Maler wie bunte Hunde vorkommen, in dem die Literaten wild wachsen und in dem beider Lokale so häufig sind wie die Wirtschaften in einem durchschnittlichen Schweizer Dorf. Wo Deutschland ein Wirtschafts-Wunder hat, da besitzt München ein Wirtschaften–Wunder. Aber wem erzähle ich das? Was ein rechter Schweizer ist, kennt das Oktoberfest wie seine eigene Hosentasche.)
In Schwabing also kamen eines schönen Tages drei Künstler zu Herrn Oswald Malura, welcher in dieser frohen Gegend eine nicht ganz unbekannte Galerie besitzt. Sie kamen nicht mit leeren Händen, sondern mit einer Menge moderner Plastiken.

Wie moderne Plastiken aussehen, weiß man: ungegenständliche Gegenstände aus Draht, Schrott, Aluminium, Gasröhren, bemalten Wasserleitungen und ähnlichen Relikten der neuzeitlichen Technik.

Was diese Gebilde interessanter machte als tausend Gebilde ähnlicher Natur und Un-Natur waren nicht die Gebilde selber. Es war ihr Schöpfer, ein Herr namens Bolus Krim, von dem die drei Maler umflorten Auges versicherten, er befinde sich nicht mehr unter den Lebenden. Bolus Krim hatte in einer kurzen Periode ungestümen Schaffensrausches zirka fünfzig Plastiken von sich gegeben, keine einzige davon verkauft und war anschließend frühvollendet von uns gegangen.
Nach kurzem Bedenken entschloß sich Oswald Malura zu einer Gedächtnis-Ausstellung der Werke des Bolus Krim. Die Geschichte, die ihm die drei Freunde des Toten erzählt hatten, besaß das, was man in Reklame-Berater-Kreisen als ‹snob-appeal› bezeichnete. Kurze, eruptive Arbeits-Periode, materielle Not, anonymer Tod – seit Van Gogh zieht das immer.

Herr Malura präsentierte Draht und Schrott auf gefällige Weise, ließ einen Katalog anfertigen und verschickte Einladungs-Karten an die üblichen Kreise.
Es wurde eine sehr schöne Vernissage. Die Kunst-Liebhaber erschienen und desgleichen die Kunst-Kritiker. Alle waren gerührt, als sie den schwarzen Trauerflor allüberall in der Galerie sahen, alle hatten einen kleinen Klumpen im Hals, als sie die Krücke betrachteten, an der Bolus Krim durch seine bemessenen Tage gehumpelt war, alle spürten ein kleines Brennen in den Augenwinkeln, als einer der Freunde die Einführungs-Rede in Leben, Tod und Werk des Künstlers hielt. Von Bert Brecht gibt es in einem Gedicht folgende Zeilen:

«Großer Gott, wenn sie ein Ohr hätten
wüßten sie, was man mit ihnen macht.»

Leider dachte keiner der anwesenden Kunst-Kritiker an Bert Brecht und seine Ballade. Leider hatte keiner von ihnen ein Ohr. Nicht einmal an jener Stelle, wo der Redner wörtlich ausführte:
«Bolus Krim hat uns die tatsächliche Unmöglichkeit seiner Existenz gezeigt, so sehr, daß wir uns heute fragen, ob dieser Meister je gelebt hat. War sein Leben Legende oder zweifeln wir an ihm, weil er unmöglich war?»
Zugegeben: manchem wäre bei diesem Satz kein Licht aufgegangen, denn von Vernissage-Reden ist man noch bedeutend Schlimmeres gewöhnt. Und von Kritiken über Ausstellungen moderner Maler und Plastiker desgleichen. Was sich da an Sinn in Bandwurm-Sätzen mit gescheiten Fremdwörtern alles verbirgt, ist minim. Was da mit erstaunlich intelligenten Wendungen alles nicht gesagt wird, maximal.
Kurzum: Bolus Krim wurde ein Erfolg. Selbst der wirklich kompetente Kunst-Kritiker der ‹Süddeutschen Zeitung› (einer der besten deutschsprachigen Zeitungen, die ich kenne) schrieb über den Frühvollendeten:
«Die Bilder und Plastiken dieses Stürmers und Drängers sind voll Temperament und bewegen sich in der Region eines abstrahierenden Expressionismus. Vieles ist von vehementer Heftigkeit und in Eile hinausgeschleudert – als gönne er sich keine Zeit, weil er den frühen Tod vorausahnte.»
Natürlich ist das unsinnig. Bolus Krim hat seinen frühen Tod keineswegs vorausgeahnt.
Bolus Krim hat seine Werke auch nicht hinausgeschleudert.
Bolus Krim hat es nämlich überhaupt nie gegeben.
Bolus Krim war eine Erfindung der drei Maler, die sich an der Münchner Kunst-Kritik rächen wollten. Im Verlaufe eines Fernseh-Interviews gaben sie das unumwunden zu.
Natürlich erhob sich in München homerisches Gelächter, als dieser Sachverhalt ruchbar wurde, und natürlich grinste ganz Deutschland über die Münchner Kunstbeflissenen und über die Kunst-Kritiker.
Und natürlich dürfen auch Sie mitlachen, vorausgesetzt, daß Sie schon immer gegen die Scharlatanerie der Modernen und die Schmiererei der Abstrakten waren. Jetzt hat man es diesen Spinnern aber einmal ganz deutlich gezeigt! Jetzt hat man es diesen Klecksern aber einmal gegeben! Jetzt haben es diese bemühten Trottel von Kritikern aber einmal bekommen! Jetzt hat sich deutlich erwiesen, daß moderne Kunst unkontrollierbar ist!
Jetzt hat sich gezeigt, daß wir die Gescheiten und die andern die Dummen sind! Jetzt hat sich die Richtigkeit des Märchens von des Kaisers neuen Kleidern bestätigt: die modernen Maler sind die Schwindler, die Kunst-Kritiker die heuchlerischen Schranzen.

Das Publikum aber ist der dumme Herrscher und das kleine Kind ist die ahnungsvolle Stimme der Wahrheit, die nur die Gegner der Moderne wissen.
Wenn Sie mich fragen: so einfach ist das nun auch wieder nicht.
Was ist in München wirklich passiert?
Sind Kunst-Liebhaber und Kunst-Kritiker auf die Kunst hineingefallen?
Ich glaube nicht.
Sie sind auf die Legende hineingefallen.
Auf die Geschichte vom hungernden Künstler, der vor der Zeit stirbt.
Auf die Van-Gogh-Legende.
Sie sind nicht der Kunst auf den Leim gekrochen, sondern dem Mitleid.
Ich finde das halb so schlimm.
Zugegeben: vieles, was heute als moderne Kunst herumgeboten und offeriert wird, ist letztlich unkontrollierbar. Es gibt Leute, die beispielsweise einen Dubuffet in alle Himmel heben. Die Gefahr, daß sie das tun, weil sie Angst haben, sonst als reaktionär zu gelten, ist groß.
Nun sind mir aber diese Leute immer noch lieber als jene, die vor einem Dubuffet in heftiges Schütteln des Kopfes verfallen und Worte, die mit einem großen S beginnen, von sich geben.
Um es präziser auszudrücken: wer über die Geschichte von Bolus Krim lacht, macht es sich ein bißchen zu leicht.
So leicht wie jener, der Bolus Krim und andere Bolüsser und Krimmer unbesehen akzeptiert, weil es zum guten Ton gehört.

Weder der absolute Gegner der Moderne, noch der konsequente Anhänger des Abstrakten ist ein wirklicher Kunst-Freund.
Wer einen Dubuffet über einen Raffael stellt, liegt genau so schief wie jener, bei dem kurz nach Raffael die Malerei aufhört.
Kommt – wie gesagt – noch etwas dazu: die Legende.
Aus Angst, als kunstfeindlich zu gelten, akzeptiert man heute vieles Unkünstlerische.
Aus Furcht, ungerecht zu sein, ist man heute nicht selten blind.
Und schließlich noch dies: Legenden können auch ihr Gutes haben.
Ich gebe Ihnen zwei Beispiele aus der Literatur.
Erinnern Sie sich an einen Roman namens ‹Dr. Shiwago›? Von einem gewissen Boris Pasternak?
Und wenn man mich vierteilt, ich wage die Behauptung: hätte Pasternak den Nobel-Preis nicht ablehnen müssen, dann hätten die Buchhändler knapp die Hälfte der Exemplare des Shiwago verkauft.
Und erinnern Sie sich an einen Roman ‹Der Leopard› von einem Mann namens Lampedusa?
Jede Wette, auch diesem Buch hat die Geschichte vom frühvollendeten sizilianischen Adeligen nur gut getan!
Darf ich einen abschließenden Vorschlag zur Güte machen?
Halten wir die Augen offen! Lehnen wir das Werk eines Künstlers nicht deshalb ab, weil es uns nicht gefällt oder nicht paßt. Akzeptieren wir es aber auch nicht, weil wir Angst haben, uns sonst lächerlich zu machen.

Lassen wir – im Positiven und im Negativen – Möglichkeiten offen.
Und: diskutieren wir doch immer in würdiger Form.

Es gibt ein Beispiel für solche Art der Kunst-Betrachtung.
Hier ist es:

«Herr K. betrachtete ein Gemälde, das einigen Gegenständen eine sehr eigenwillige Form verlieh. Er sagte: «Einigen Künstlern geht es, wenn sie die Welt betrachten, wie vielen Philosophen. Bei der Bemühung um die Form geht der Stoff verloren. Ich arbeitete einmal bei einem Gärtner. Er händigte mir eine Gartenschere aus und hieß mich einen Lorbeerbaum beschneiden. Der Baum stand in einem Topf und wurde zu Festlichkeiten ausgeliehen. Dazu mußte er die Form einer Kugel haben. Ich begann sogleich mit dem Abschneiden der wilden Triebe, aber wie sehr ich mich auch mühte, die Kugelform zu erreichen, es wollte mir lange nicht gelingen. Einmal hatte ich auf der einen, einmal auf der anderen Seite zu viel weggestutzt. Als es endlich eine Kugel geworden war, war die Kugel sehr klein.› Der Gärtner sagte enttäuscht: ‹Gut, das ist die Kugel, aber wo ist der Lorbeer?›»

Das schreibt Bert Brecht in seinen Geschichten von Herrn Keuner.
Und das ist der Ton, in dem es sich überhaupt lohnt, Kunst zu bereden.